

sollten wir bleiben, wenn mit gleicher Ausführlichkeit die großen Werke dargestellt würden? Aber ganz sicher tut man gut, eine solche Ausnahme zuzulassen, wenn sie einmal möglich wird.

Beim Zurechtfinden in dem Band mag man sich zunächst schwer tun; da sind ausführliche Übersichtskapitel, die einen vorzüglichen Einblick in die historische Struktur, z. B. der städtebaulichen Entwicklung geben. An anderer Stelle sind die Gebäude nochmals behandelt, im topographischen Zusammenhang. Aber dann merkt man, wie gut die Abbildungen als Leitfaden dienen, deren Unterschriften ungewöhnlich viel in Kürze bieten, auch Seitenverweise für den Eiligen. Der Rezensent möchte seine Freude an der sprachlichen Kraft und Fülle des Bandes nicht verbergen, bittet aber um Nachsicht, wenn er bekennt, nicht zu wissen, was *Flurafen* sind und auch bei „Luziden“, „Käsbissen“ u. a. um genaue Definition verlegen wäre. Manchmal geht der sprachschöpferische Eifer mit dem Verfasser durch – „beiderseits geöste Spindel“, „Nußbaumwurzelmasertäfer“.

Nikolaus Pevsner gibt jedem Bande seiner *Buildings of England* ein Glossar bei. Wäre das nicht auch hier möglich?

Mit Sorge weist Hahnloser im Vorwort auf die Bedrohung, die diesem Idyll durch die soziale und wirtschaftliche Umwälzung unserer Zeit näher kommt: Die besitzende Schicht zieht aufs Land – was wird aus den bislang gepflegten Häusern? Schon ist (1958) die reizvolle gedeckte Holzbrücke über die Sitter abgebrochen, der man kaum die späte Entstehung, 1811, glauben möchte. Und die Holzhäuser seien zum Aussterben verurteilt!

H. Erich Kubach

FRANZ-JOSEF REICHERT, *Die Baugeschichte der Benediktiner-Abteikirche Tholey*. Saarbrücken 1961 (Veröffentlichungen des Instituts für Landeskunde des Saarlandes 3). 312 Seiten, 111 Abbildungen, 5 Faltpläne.

Ausgraben heißt, in überlegt angesetzten Ausschnitten die im Boden eingeschlossenen Spuren der von Menschen gestalteten Vergangenheit freizulegen, wissenschaftlich aufzunehmen und zu deuten, und schließt die Verpflichtung ein, in einem Grabungsbericht, für jeden kontrollierbar, das Gefundene mitzuteilen und die Deutung zu begründen. Der kunsthistorische Aspekt ist dabei fast immer nur einer von vielen, denn auf dem Felde der christlichen Archäologie greifen Interessen und Zuständigkeiten einer ganzen Reihe verschiedenster wissenschaftlicher Disziplinen ineinander. In der Praxis hat jede Grabung nach einem Wort Otto Doppelfelds „in organisatorischer und technischer Hinsicht ihr eigenes Gesicht“.

1905 fanden gelegentlich größerer Restaurierungsarbeiten innerhalb der Kirche des ehemaligen Benediktinerklosters Tholey, das durch seine frühe, urkundlich bezeugte Gründung ein besonderes Interesse der Forschung auf sich zog, Grabungen statt, die ausschließlich die Freilegung von römischen Bauresten zum Ziel hatten. Damit wurde ein nicht mehr gutzumachender Schaden für die Erforschung aller späteren Perioden angerichtet. Die Ergebnisse wurden nur in kurzen Mitteilungen bekanntgegeben, eine

Abbildung des Grundrisses der gefundenen „Badeanlage einer römischen Luxusvilla“ enthält der Band „Die Kunstdenkmäler der Kreise Ottweiler und Saarlouis“, bearbeitet von Walther Zimmermann, Düsseldorf 1934, Abb. 229. Eine Angabe der Grabungsgrenzen enthält der Plan nicht, und der Leiter der neuerlichen Grabung begnügt sich mit der Feststellung, daß die ersten Grabungen „sehr umfangreich gewesen sein müssen“, eine Angabe, die spätestens nach Abschluß der zweiten Grabung zu präzisieren gewesen wäre.

Das Unternehmen der Jahre 1957 – 59 anläßlich der neuerdings notwendig gewordenen Sicherungsarbeiten – Auswechslung aller Außenfundamente – war also mit einer schweren Hypothek belastet. Da zudem die Untersuchungen eng an die jeweiligen Baumaßnahmen gebunden waren, blieb der Aktionsradius in der Fläche wie in der Tiefe beschränkt. Nur an wenigen Stellen konnte der gewachsene Boden erreicht werden. Die ungünstigen Verhältnisse können aber nicht verantwortlich gemacht werden für die unzureichende Vorstellung von der Funktion der Stratigraphie, die man dem Bericht entnehmen muß. So wurden beispielsweise keine Fundamentgruben beobachtet, Sandeinschleppungen nicht überall in ihrem Verhältnis zu Grabanlagen beobachtet und Tiefenangaben zum Teil nur ganz ungenügend geboten (Bestattungen lagen in „mäßiger“ oder in „beträchtlicher“ Tiefe). Die Höhenkoten wurden nur zum Teil auf einen einheitlichen 0-Horizont bezogen.

Die Darstellung der Grabung (in dem anzuzeigenden Bericht) verzichtet aus nicht ersichtlichen Gründen auf das bewährte Periodisierungssystem, sehr zum Nachteil für die Übersichtlichkeit des Berichtes. Die Bezeichnung der Befunde folgt in ungewöhnlicher Weise der detaillierten Gliederung des Textes, was zu den merkwürdigsten Kennzeichnungen führt [z. B. heißt ein Mauerstück: IV. A. b) 1. dd]. Da zudem nicht eine einzige Profilzeichnung geliefert wird, ist man für Fußböden, Lauf- und Schlemmschichten, Grabgruben und dergleichen auf die an viele Stellen verstreuten Beschreibungen angewiesen. Eine keineswegs einwandfreie Hilfe stellen die fünf beigefügten Pläne dar. Es fehlen dem Übersichtsplan V mehrfach genannte Türöffnungen an der Südseite des gotischen Baues, jegliche Höhenkoten auf allen Plänen und Grabungsgrenzen fast durchwegs. Dagegen zeigen die Pläne II und V „steingerecht“ angegebene Mauerwerk auch an Stellen, wo die massiven – nicht ausgewechselten – Binnenfundamente des Chores wirkliche Beobachtungen verhindern mußten.

Nach solch einschränkenden Feststellungen, die keineswegs zusammengesuchte Einzelfälle darstellen, darf die mangelnde Prägnanz der Ergebnisse nicht verwundern, wengleich sie immer noch interessant genug sind.

Alttester kirchlicher Bauzustand ist ein infolge der rücksichtslosen früheren Aufgrabungen im Westen nicht genau begrenzbarer Raum, der wohl auch im Aufgehenden (sicher ist aber auch das nicht) von der römischen Badeanlage übernommen wurde. Diese erste Phase erschließt R. aus dem nachträglichen Anbau eines Rechteckchores, der aufgrund der Ähnlichkeit mit jenem von Echternach in das 8. Jahrhundert datiert wird (die recht vagen historischen Überlegungen wären hier besser aus dem Spiel geblieben). An den Chor wurden später, auf der Südseite in zwei Etappen, Annex-

räume angefügt. Der nördliche Raum wird als Grabkapelle des im Kloster als heilig verehrten Trierer Erzbischofs Kuno von Pfullingen († 1066) gedeutet, über dessen unglückliches Ende man in Acta SS. Jun. I (1695) 126 – 134 oder MGSS VIII 212 – 219 freilich authentischer informiert wird als in der von R. zitierten Quelle des 18. Jahrhunderts. Diese Deutung erweckt Zweifel und wird vom Grabungsbefund ad absurdum geführt. So glaubwürdig die Überlieferung ist, daß der hl. Kuno in der nördlichen Chorkapelle bestattet wurde, so unwahrscheinlich ist die Datierung der gefundenen Grabanlage in die Zeit kurz nach dem Tod des Erzbischofs. Ein Exkurs über Grufttypen wäre an dieser Stelle angebracht gewesen; denn so häufig man tonnengewölbte Rechteckgrüfte mit Treppenzugang an der Schmalseite seit gotischer Zeit findet, so schwierig dürfte es sein, sie im 11. Jahrhundert nachzuweisen. Was aber die Gruft von Tholey mit Sicherheit jünger als den frühmittelalterlichen Bau und seine östlichen Annexe erweist, ist der von R. beschriebene, aber in seinen Folgerungen nicht erfaßte Umstand, daß die Ausläufer der Treppenwangenmauern genau in der Flucht der nördlichen Langhauswand des ältesten Baues bis in seine östliche Abschlußmauer reichen. Es mag sich also hier um ein Grab des hl. Kuno handeln, keineswegs aber um das älteste im Kloster. Damit wird die Datierung der erweiterten Ostpartie „nach 1066“ zumindest sehr fraglich.

Die für das 13. Jahrhundert angenommenen Vorgänge erscheinen zunächst unfechtbar. Die alte Kirche erhielt in Chor und Langhaus Gewölbe, deren Abbruchmaterial in der nächsten Periode zum Legen der Fundamente verwendet wurde. Die reichen Funde solcher Bruchstücke legt R. auf 35 Abbildungen und in ausführlichem Fundkatalog vor und schließt sie überzeugend der Trierer Bauplastik um 1220 an. Die Schwierigkeiten beginnen aber wieder mit dem Bau, aus dessen Fundamenten die Spolien gehoben wurden, einer Dreiapsidenanlage mit gestrecktem Hauptchor und einer Jocheinteilung, die sich bis auf geringfügige Abweichungen mit der heutigen deckt. Im Westen wird eine dreiteilige Raumfolge mit seitlichen Türmen angenommen, es könnte aber ebenso gut ein Mittelturm rekonstruiert werden. Die Fundamente sind von Westen beginnend in die Erde gebracht und in der gleichen Abfolge entstand die heutige Kirche, deren polygonale Seitenabschlüsse auf den Rundapsiden ruhen, während der Schluß des Hauptchores etwas kürzer geworden ist. Darf man nun wirklich eine Zeitspanne von 30 Jahren und Fertigstellung von zwei Bauten annehmen, die sich nur in der Chorform unterschieden hätten? Das hieße doch, das gotische System von ca. 1260 um 30 Jahre vordatieren. Der Befund schließt zumindest nicht aus, daß es sich um ein und denselben Bau handelt, der nur in der Ostpartie während des Aufbaues modifiziert wurde. Was R. zur Datierung und Einordnung der „Dreiapsidenkirche“ anführt, ist keineswegs hieb- und stichfest. Das Vergleichsmoment, die drei Apsiden, sind in dieser Zeit doch wirklich zu einem Allerweltsmotiv geworden. Was über die engen Beziehungen zu Lothringen gesagt wird (der Bischof von Verdun hatte seit der Gründung des Klosters die geistliche Oberaufsicht) und insbesondere zu dem Bau von Marsal, verliert an Gewicht, wenn man einen Blick auf die von Walther Zimmermann vorgelegte Verbreitungskarte zum Elsaß-Lothringischen Kunstraum wirft (Els.-Lothr. Jb.,

17, 1938, Abb. 3), wo Marsal ganz isoliert als rein elsässischer Bau in seiner Umgebung steht. Aber die Vergleichbarkeit geht ohnehin nicht über die Apsiden hinaus, da die Kirche von Marsal eine noch völlig romanische Baustruktur mit Säulen im Langhaus aufweist.

Kommt bei diesem ersten Teil der Abhandlung manches kritische Wort in Erinnerung, das der Bericht über die Tagung „Zur Methodik und Auswertung von Grabungen im Bereich der Baukunst des Mittelalters“ am Zentralinstitut für Kunstgeschichte verzeichnet (vgl. diese Zeitschrift, 8, 1955, S. 13 – 163), so kann der zweite Hauptteil der Arbeit als im ganzen gut gelungen bezeichnet werden, wo es darum geht, den heutigen Bau von Tholey in seinen Kunstkreis, die von der Bettelordensarchitektur bestimmte Reduktionsgotik des späteren 13. Jahrhunderts, einzuordnen. Fritz Oswald

GIULIANO BRIGANTI, *Pietro da Cortona o della pittura barocca*. Sansoni-Firenze 1962. 346 S., 16 Farbtafeln, 289 Abbildungen.

Über Pietro da Cortona, der den Weg der europäischen Barockmalerei für eineinhalb Jahrhunderte entscheidend bestimmt hat, besaßen wir keine moderne Monographie. Das Wissen über ihn war in einigen Handbuchartikeln mehr oder minder konzentriert zusammengefaßt, die eigentliche Forschung aber in zahlreichen vereinzelt Beiträgen verstreut. Der einzige Versuch, ein umfassendes Bild von Leben und Werk C.s zu entwerfen, bestand in dem Achtung gebietenden Buch eines gelehrten Lokalforschers, des cortonenser Canonicus N. Fabbrini, 1896 posthum erschienen, das bis heute das tragende Fundament aller Cortona-Studien war, obschon es nur selten Aufschluß über die Quellen seines reichen Wissens gibt. Eine dem heutigen Stand der Forschung genügende Monographie war also sehr vonnöten.

Wir verdanken sie nun dem besten Kenner der Malerei C.s, Giuliano Briganti. Sein Buch ist die Frucht einer sich weit über ein Jahrzehnt erstreckenden Forscherarbeit. Es verrät vollkommene Vertrautheit mit allen Problemen im Bereich der Seicentomalerei, umfassende Kenntnis der verzweigten Spezialliteratur und der Quellenschriften, sowie einen sicheren Blick für das Wesentliche. Seine literarische Form ist leicht und flüssig, oft essayistisch, doch im besten Sinn des Wortes, denn niemals verläßt sie den Bereich ernster, wissenschaftlich fundierter Darstellung. Die Auseinandersetzung mit den Einzelfakten ist aus dem zusammenhängenden Text, der nur die großen Linien der künstlerischen Entwicklung und die Position C.s in der römischen Seicentomalerei fixiert, in den Anhang mit Regesten zur „Vita“ und in den Werkkatalog verbannt. Eine solche Darbietung der Materie kommt naturgemäß der Lesbarkeit der Darstellung und der schnellen Benutzbarkeit des „Apparates“ zugute: zweifellos der gangbarste Weg, eine Monographie zu schreiben. Die detailliertere Analyse des einzelnen Werkes, die natürlich keine Aufgabe des Katalogs sein kann, wie auch eine minutiöse Darstellung von Stilzusammenhängen muß dabei notwendig ein wenig zurücktreten.

Der gewählte Weg ist aber um so eher gerechtfertigt, da das Buch – wie der Titel besagt und der Autor im Vorwort ausdrücklich betont – keine Monographie im her-